

UMGANG MIT MENSCHEN VOR DER KAMERA

Hand aufs Herz: Wer wird schon gerne fotografiert? Ich jedenfalls nicht. Aber wenn es dann mal ein schönes Foto von mir gibt, freue ich mich trotzdem darüber. Es ist der typische Effekt auf Hochzeiten. Keiner wird gerne fotografiert, aber jeder möchte im Hochzeitsalbum abgebildet sein. Es ist also wohl mehr der Vorgang des Fotografiert-werdens, der uns nervt. Wenn ich an einen Fototermin denke, dann habe ich schnell das Bild von einem Fotostudio im Kopf, wo mir der Fotograf komische Anweisungen gibt, wie ich gucken oder posieren soll. Ich weiß auch, was er möchte, nur kann ich es einfach nicht umsetzen. Ich be-rufe mich dann still und leise darauf, dass ich andere Qua-litäten habe und nun mal kein Model bin. In dem Moment, wenn sich eine Kamera auf mich richtet, beginne ich zu verkrampfen. Ich verliere sofort jede Natürlichkeit, weil ich denke, mein besonders schönes Fotogesicht aufsetzen zu müssen. Dass das nun genau das Gegenteil von „schön“ ist, weiß ich zwar, kann es aber trotzdem nicht abstellen. Es fällt verdammt schwer, natürlich in eine Kamera zu schau-en. Man blickt dort unweigerlich anders hinein als in das Gesicht eines anderen Menschen. Ganz besonders übel wird es, wenn man mir solche Vorgaben an den Kopf wirft

wie „schau mal traurig“, „lach mal“ oder „guck mal sexy“. Gut, bei mir würde man Letzteres gar nicht erst probieren wollen, oder doch?

Fordert man mich heute auf, irgendwelche absurden Emotionen in meinem Gesicht zum Ausdruck zu bringen, geschieht genau das Gegenteil. Ich ziehe Grimassen und übertreibe es mit der Darstellung der jeweiligen Emotion. Was meistens dazu führt, dass der Fotograf zu lachen be-ginnt und zu allgemein guter Laune beiträgt. Das ist aber ein Mechanismus, den ich mir in meiner Zeit als Fotograf selbst antrainiert habe. Ich weiß, dass es nichts bringt, mir irgendeine Anweisung zu geben. Es würde nur Ver-krampfung einsetzen. Mach dies, mach das, mach jenes ... alles sinnlos. Ich muss einfach machen und darauf ver-trauen, dass schon irgendetwas Brauchbares dabei her-auskommt. Und das funktioniert immer. Je mehr Quatsch ich mache, umso besser werden die Fotos. Das Ergebnis der Fotos hängt maßgeblich von der Stimmung beim Fo-toshooting ab. Was ich für mich als eine Art Selbstthera-pie entwickelt habe, war gleichermaßen lehrreich für die Arbeit hinter der Kamera.

SPIEGLEIN, SPIEGLEIN

Aber warum ist das so, dass wir uns auf Fotos oft nicht mögen? Zum einen denke ich, dass wir einfach zu viele schlechte Erfahrungen gemacht haben. Jeder kann immer und überall Fotos machen.

Eine Kamera zu kaufen und damit andere Menschen zu fotografieren, dazu bedarf es keiner Ausbildung. Man muss die Befähigung, Menschen fotografieren zu können, nicht nachweisen. Und das Ergebnis ist offensichtlich. Der überwiegende Teil aller Fotos ist einfach schlecht, und das schließt auch die Bilder von uns selbst mit ein. Wenn man Hunderte Male fotografiert wurde und nichts Gescheites dabei herauskam, ist man zu Recht frustriert.

Ein anderer Punkt ist die Selbstwahrnehmung, mit der man oft ganz alleine dasteht. Zeichne ich meine Stimme auf und höre sie mir selbst an, klingt das gar nicht nach mir. Das empfinde aber nur ich so. Jeder andere würde sagen: „Ja, genau das bist du.“

Ähnlich ist es mit Fotos. Das Bild, das ich von mir selbst habe, ist ein anderes als jenes, das andere Menschen von mir haben. Unser ganzes Leben lang betrachten wir uns fast ausschließlich im Spiegel. Das bedeutet, wir haben uns an unser Spiegelbild gewöhnt. Außerdem betrachten

wir uns im Spiegel ausschließlich aus ein und derselben Perspektive. Stellt euch vor, dass die Kamera immer auf Höhe eures Kopfes ist. Somit schauen wir immer ein klein

wenig auf den Rest unseres Körpers herunter. Leicht von oben fotografiert, wirken wir immer etwas schlanker als von unten. Das ist das Bild, das wir kennen. Zudem ist unser Gehirn in der Lage, sich auf die schönen Dinge zu konzentrieren. Die ganzen Ecken und Kanten, die wir an uns haben, blendet es einfach aus. Wir betrachten eine idealisierte Version von uns selbst. Fast alle Menschen haben zwei unterschiedlich große Augen. Mir fällt das im Spiegel nicht auf. Betrachte ich jedoch ein Foto, sehe ich es sofort: Ein Auge ist deutlich kleiner. Und dass wir diese

Idealisierung unterbewusst schon seit der Kindheit betreiben, macht es auch nicht besser. Ein Foto zeigt uns „richtig herum“ und aus ungewohnten Perspektiven.

Das Problem scheint also oft eine verzerrte Selbstwahrnehmung zu sein, die nur in den allerseltensten Fällen durch ein Foto bestätigt wird. Die gute Nachricht lautet: Es ist alles in Ordnung mit euch. Den meisten Menschen geht es so. Und die zweite gute Nachricht: Man kann etwas dagegen tun.

**MAN MUSS DIE
BEFÄHIGUNG,
MENSCHEN
FOTOGRAFIEREN
ZU KÖNNEN,
NICHT
NACHWEISEN.**

ALS FOTOGRAF IST MAN AUCH THERAPEUT

Fotografiert man Menschen, so ist die Hauptaufgabe meiner Meinung nach, dass man erkennt, welches Selbstbild jemand von sich hat, und darauf entsprechend reagiert. Um es einfach auszudrücken: Der Fotograf muss dem Model die Unsicherheit nehmen. Im Grunde ist eine Fotosession auch eine Minitherapie. Dabei kann der Protagonist am Ende glücklich und mit einem breiten Grinsen oder zutiefst betrübt nach Hause gehen. Es liegt am Fotografen, dass letzterer Fall nicht eintritt.

Mein oberstes Ziel sind heute nicht mehr ausschließlich gute Fotos, sondern auch eine schöne gemeinsame Zeit. Das klingt vielleicht irgendwie abgedroschen und kitschig. Jeder möchte immer und überall Spaß und eine gute Zeit haben. Aber in der Fotografie ist die Stimmung nun mal die Grundlage für ein gutes Foto, vor allem bei der Arbeit mit unerfahrenen Menschen. Ich sehe dem Foto an, ob derjenige sich vor der Kamera wohl gefühlt hat oder nicht. Wenn ich es schaffe, dass sich eine verkrampfte unsichere Person entspannt und aus dem Pflicht-Fototermin ein gemeinsames Event wird, dann bekomme ich zwangsläufig gute Fotos. Die Formel ist ganz einfach: Gute Stimmung = gute Fotos.

Da jeder Mensch anders ist, wäre es falsch, jeden gleich zu behandeln. Manche fühlen sich vor der Kamera wohler und man kann sofort durchstarten, andere brauchen erst einmal etwas Anlauf. Daher nehme ich mir anfangs etwas Zeit, um zu reden. Ich möchte den Menschen erst einmal kennenlernen. Ich selbst empfinde Gesprächspartner als angenehmer, wenn sie sich auch für mich interessieren und nicht nur von sich selbst erzählen. Dabei vermeide ich es, von meinen fotografischen Heldentaten zu berichten. Wenn man anfängt aufzuzählen, was und wen man schon

alles Tolles fotografiert hat, wirkt man schnell arrogant, abgehoben und einschüchternd. Lieber ein paar Fragen an das Model bzw. den Kunden stellen: Was machst du eigentlich beruflich? Warum bist du hier? Wozu brauchst du die Fotos? Welche Musik hörst du? Magst du Hunde? „Star Wars“ oder „Star Trek“? Und und und. Es ist die Kunst der Konversation zwischen zwei Menschen. Dabei versuche ich vor allem eine gemeinsame Wellenlänge zu finden. Wie kann ich mit der- oder demjenigen reden und worüber? Eher im Kumpelstil und mit derben Sprüchen oder sollte es etwas distanzierter sein? Ich lasse mich auf mein Gegenüber ein und interessiere mich für sie oder ihn. Das Ziel ist, ein echtes gemeinsames Gesprächsthema zu finden. Menschen reden lieber über Dinge, die sie interessieren. Belangloser Smalltalk führt oft dazu, dass man sich nach wenigen Sekunden anschweigt. Ich selbst hasse Smalltalk. Es ist die Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen, und diese Kunst ist es meiner Meinung nach nicht wert, sie zu beherrschen und zu pflegen.

Patrick Ludolph, Manche Fehler muss man selber machen, dpunkt.verlag, ISBN 978-3-86490-612-1

Ein zentrales Thema, über das ich rede, ist die „Lust am Fotografiertwerden“. Ich möchte dieses vermeintliche Problem noch einmal direkt ansprechen. Der Mensch vor der Kamera soll das Gefühl haben, dass es vollkommen in Ordnung ist, unsicher zu sein, und dass dies für mich als Fotograf auch nicht überraschend ist. Oft kommen Leute zu mir ins Studio und die Konversation beginnt sofort mit: „Ich bin der unfotogenste Mensch der Welt, du musst was machen.“ Dann antworte ich: „Ja ja, das sagt jeder. Aber bist du nicht. Stell dich hinten an.“ So nehme ich sofort etwas Dampf aus dem Kessel, entziehe ihm die Schwere und zeige Humor im Umgang mit diesem durchaus heiklen Thema.

Mein Ziel ist es dann, den Menschen dazu zu bekommen, dass er vor der Kamera locker wird und mir so viele Gesichter wie möglich von sich anbietet. Wenn ich jeden Ausdruck aus der Nase ziehen muss, dann wird es zäh. Ich sage dann Dinge wie:

⚓ „Lass uns doch einfach mal anfangen und ein paar Testfotos machen. Dann schauen wir uns gemeinsam an, was dir selbst gefällt und was nicht. Und ich kann dir dann sagen, wie ich das sehe.“

⚓ „Keine Sorge, die schlechten Fotos lösche ich alle. Du glaubst gar nicht, wie viele Bilder ich manchmal von professionellen Models oder Schauspielern löschen muss.“

⚓ „Was ist dir selbst lieber? Soll ich dich ständig dirigieren oder möchtest du erst einmal machen, was dir so einfällt? Versuch es doch einfach mal und ich gebe dir ein paar Hilfestellungen.“

⚓ „Heute finden wir alle Bilder von uns selbst doof. Aber in zehn Jahren schaue ich mir die alten Dinger gerne an. Es sind ja auch Erinnerungen und Dokumente unseres Lebens. Stell dir doch mal vor, es würde gar kein Foto von dir aus den letzten zwanzig Jahren geben. Auch doof, oder?“

⚓ „Du bist nicht beim Zahnarzt. Fotos machen oder Wurzelbehandlung, du kannst es dir aussuchen.“ Ich hatte übrigens tatsächlich einmal einen Schauspieler, der tagtäglich vor der Kamera steht und trotzdem eine totale Fotophobie hatte, sodass er lieber zum Zahnarzt gegangen wäre.

Es sind natürlich teilweise einfach dumme Sprüche, die nur zum Ziel haben, die Atmosphäre etwas aufzulockern. Auch dabei muss man natürlich immer schauen, wen man vor sich hat. Die Shootings mit Privatpersonen sind meistens entspannter als Businessporträts. Aber auch bei Letzteren hilft manchmal ein lockerer Spruch. Dem Vorstandsvorsitzenden eines großen Konzerns, der absolut keine Lust auf Fotos hatte, sagte ich: „Wenn Sie jetzt nur fünf Minuten mitmachen, sind Sie mich danach ein für allemal los.“ Für mich funktioniert es übrigens ganz gut, mit dem Unwohlsein der Menschen vor der Kamera zu spielen, es zu überspitzen und somit ins Lächerliche zu ziehen. Die Leute sollen sich wiedererkennen und dann feststellen, dass es gar nicht so schlimm ist.

EIN FOTOGRAF SOLLTE AUCH MAL VOR DER KAMERA STEHEN

Ich finde es schrecklich, wenn ein Fotograf sagt, dass er lieber hinter der Kamera steht. Stellt euch einmal folgenden Dialog vor:

Kunde: „Ich bin der unfotogenste Mensch der Welt. Ich hasse es, fotografiert zu werden.“

Fotograf: „Ja, ich auch. Darum stehe ich ja hinter der Kamera.“

Klingt für mich nach einem Koch, der das eigene Essen nicht anrührt. Ja, ich stehe auch lieber hinter der Kamera, aber als Fotograf sollte man doch ein bisschen Freude am Fotografiertwerden versprühen und das Gegenüber nicht

noch darin bestärken, dass es keinen Spaß macht, fotografiert zu werden. Die Nummer geht nämlich nach hinten los.

Daher empfehle ich jedem Fotografen, sich von Zeit zu Zeit einfach mal selbst von einem Kollegen fotografieren zu lassen. Man muss spüren, wie es ist, vor der Kamera zu stehen. Wie dämlich man sich vorkommt, wenn der Fotograf endlos mit seiner Kamera beschäftigt ist und man dasteht wie bestellt und nicht abgeholt. Die ganze Zeitwahrnehmung verschiebt sich plötzlich. Das Model hat schließlich nichts anderes zu tun, als den Fotografen zu beobachten. Jede kleinste Regung wird gedeutet. Wie ist das eigentlich, wenn man Anweisungen bekommt? Ist es



Patric Holzhof, Manche Fehler muss man selber machen, dpunkt.verlag, ISBN 978-3-86490-612-1

vielleicht besser, selbst mal ein bisschen zu versuchen und Gesichter anzubieten? Ich finde diese Erfahrung sehr wichtig, denn so kann ich mich viel besser in meine Models hineinversetzen. Wenn ich weiß, wie man sich fühlt, kann ich als Fotograf viel besser gegensteuern. Ihr werdet feststellen, dass die Fotos deutlich besser werden, wenn man die Arbeit nicht einzig und allein dem Fotografen überlässt. Gute Fotos sind Teamarbeit, und genau das muss man als Fotograf wissen und rüberbringen.

Ich habe mich schon einige Male fotografieren lassen, und in jedem Termin war das Gefühl ein komplett anderes. Mit einigen Fotografen lief es besser als mit anderen. Am besten war es aus meiner Sicht als Model immer dann, wenn der Fotograf sich selbst und seine Fotos nicht zu wichtig genommen hat und die Fotografie eigentlich eine Beiläufigkeit der Session war.

Als Porträtfotograf sollte man meiner Meinung nach vor allem Lust auf andere Menschen haben. Wer grundsätzlich sehr kommunikativ ist und auf andere zugehen kann, wird es viel leichter haben, diese zu fotografieren.

Ich fühle mich auch nicht besonders wohl vor der Kamera, aber hin und wieder lasse ich Bilder von mir machen, weil ich sie brauche und das Erlebnis des Fotografiertwerden spüren möchte. Dieses hat mein Freund René Flindt von mir gemacht.



WER EIGENTLICH GAR KEINE LUST AUF ANDERE MENSCHEN HAT UND LIEBER ALLEINE IST, SOLLTE SICH BESSER EIN ANDERES SUJET SUCHEN.

Das gilt vor allem dann, wenn man es mit unerfahrenen Menschen vor der Kamera zu tun hat. In einem professionellen Umfeld kann auch der gemeinhin bekannte „Arschloch-Fotograf“ bestehen. Wir haben alle schon einmal von Fotografen gehört, die ein divenhaftes Kommando am Set führen, das Team wie Sklaven und die Models wie Möbelstücke behandeln. Das funktioniert nur dann, wenn das ganze Team so professionell ist, dass es die menschliche Unfähigkeit des Fotografen ausgleicht. Ach ja, und mit Schmerzensgeld. Manch ein Starfotograf mit Allüren würde wohl kläglich scheitern beim Versuch, Freunde und Kollegen zu fotografieren.

Lust auf andere Menschen ist meiner Meinung nach eine der wichtigsten Voraussetzungen, die man mitbringen sollte.